

keiten« gehabt hatten, wie z. B. Gustaf Gründgens und Wolfgang Liebeneiner, ganz zu schweigen von Magda Schneider. Man kann Überzeugungen haben, ohne deshalb den Sinn für Freundschaft aufzugeben.

Indem er sich selbst gelegentlich das Alibi der Sorglosigkeit und einer gewissen romantischen Frivolität ausstellt, sei es vielleicht auch nur, um Sympathie bei Sturges zu heischen, stellt der Autor dieser Erinnerungen, so scheint es mir heute mehr denn je, sein Licht unter den Scheffel und das ärgert mich immer noch gelegentlich. Ich bleibe bei meiner Auffassung, dass wirkliche Toleranz und Mitgefühl uns nur beeindruckt und in ihren Bann schlagen können, wenn sie auf gewissen tieferen Überzeugungen fußen und nicht bloß auf der Weigerung, der Wahrheit ins Antlitz zu schauen. Ich bin überhaupt nicht mit dem berühmten Spruch von Renoir einverstanden, dass »jeder seine guten Gründe hat«. Sicher, man kann sich irren und Überzeugungen ändern, aber unter den »guten Gründen« gibt es gute und schlechte. Erst vor Kurzem habe ich übrigens begriffen, dass Renoirs Spruch willkürlich verstümmelt worden ist. Vollständig lautet er nämlich folgendermaßen: »Es ist wirklich schrecklich, dass jeder seine guten Gründe hat.« In Gänze wiederhergestellt, entspricht dieser Satz, wie ich finde, sehr dem Geist der beiden großen Filmemacher und dem, was ich vermutlich von meinem Vater gelernt habe. *Sullivan's Travels* ist wirklich ein schöner Film, aber mein Vater liebte Capra über alles und *Mr. Smith goes to Washington* einerseits und *Liebelei* andererseits sind einfach besser. Statt den Text, der nun folgt, neu

bearbeiten zu lassen, wollte ich diese Unterschiede lieber vorab klarstellen.

1957 befanden sich Original und Übersetzung noch in irgendeinem Koffer im Keller oder auf dem Speicher. Aber genau den hier abgedruckten Text lieferte ich zu passendem Zeitpunkt und ohne große Skrupel dem feinen Dr. Goverts, *um das Geld nicht zurückzahlen zu müssen*. Der Brief wurde von seinem Autor im Verlauf schlafloser Nächte hingeschrieben, schnell, nervös, spontan, manchmal davongetragen von den eigenen Erinnerungen, ohne den Vorsatz, dass sie jemals veröffentlicht würden, erfüllt von einer Nostalgie und Unruhe angesichts eines besiegten und zerstörten Europas, aber vor allem in der Erwartung, endlich wieder in seinem Beruf arbeiten zu dürfen. Ich habe vor seinem Tod nicht mehr mit ihm darüber gesprochen. Ich habe auch diesen Presseattaché aus Hollywood nie gekannt. Ich weiß also nicht, wie er wohl darauf reagiert hat, als eines schönen Tages dieses dicke Manuskript auf seinem Schreibtisch lag.

»Dear Steve ...« Lieber Papa!

Marcel Ophuls

(Aus dem Französischen von Marcus Seibert. Erstmals erschienen in Max Ophuls: *Souvenirs*, Petite bibliothèque des Cahiers du cinéma, Paris 2002. Der Text wurde für diese Ausgabe neu durchgesehen.)

SPIEL IM DASEIN

Ich bin am 6. Mai 1902 geboren. Erst seit ein paar Jahren weiß ich, dass das schon lange her ist. Die Stadt, in der ich geboren bin, heißt Saarbrücken, liegt an der Saar und hat im Lauf der letzten Jahrhunderte mehrere Male die Nationalität gewechselt. Die Geschichte warf sie, ähnlich wie Elsass-Lothringen, alle paar Generationen zwischen Frankreich und Deutschland hin und her, woraus sich meine etwas leichtfertige Einstellung zu nationalen und politischen Problemen erklärt. Meine Eltern gehörten zu einem Familientrust, der ganz Deutschland mit seinen Geschäftshäusern übersäte, und ein Vorfahre mütterlicherseits muss einmal genau so clever in den USA gewesen sein, er hieß Bamberger, brachte es verdächtigweise bis zum Staatsgouverneur von Utah. Heute gibt es in Utah noch die Bamberger-Eisenbahngesellschaft, und ein Liberty-Schiff heißt auch Bamberger. Diese Linie hat zwei uralte taube Tanten hervorgebracht, die in New York leben und jeden neuangekommenen Emigranten einmal – und das will heißen nur einmal – zum Dinner empfangen und ihm fünfzig Dollar unter den Teller legen. Ich war nicht dort. Mein Vater heißt Oppenheimer.

Am Tag, an dem ich mich entschied, Schauspieler zu werden, das war im Jahre 1919, verbot mir mein Vater, seinen Namen zu tragen. Mein Schauspieler-Lehrer, Oberregisseur Fritz Holl am Stuttgarter Landestheater, nahm einen Bleistift und ein Stück Papier und sagte: »Vor allen Dingen muss man jetzt dafür sorgen, dass man die Wäschezeichen nicht umzuändern braucht. Sie müssen deshalb die Initialen behalten.«

Und so schrieb er auf das Stück Papier statt »Max Oppenheimer« »Max Ophüls«. Viele Jahre später meldete sich in Wien ein Herr bei mir, ein Richter mit langem weißem Bart und Brille aus Düsseldorf. Er behauptete, ich gehöre zu dem Wikingerzweig seiner Familie Ophüls, und sogar mein Aussehen konnte ihn nicht vom Gegenteil überzeugen. Und viele, viele Jahre später, als ich einen Film in Italien machte, ließen sich zwei amerikanische Damen bei mir melden, Verwandte des heutigen Bürgermeisters von San Francisco, Ophüls, aber die waren noch jung und trugen keine Brille, und ihre Unterhaltung mit mir war infolgedessen sehr kurz.

Meine Heimatstadt Saarbrücken ist eine Industriestadt, 120 000 Einwohner, die Mehrzahl sind Grubenarbeiter. Ich bin mit ihnen aufgewachsen. Meine besten Freunde waren Söhne von Bohrern, Hauern oder Steigern, und sie sind wahrscheinlich, wenn sie noch am Leben sind, Bohrer, Hauer oder Steiger geworden. Die so kleine Stadt hat viele welt-historische Stunden mit viel aristokratischem Gleichmut ertragen. Ich war zwölf Jahre, die Stadt war deutsch, da brach der Weltkrieg aus. Wir freuten uns. Es gab einen Tag schulfrei. Alle Einwohner kamen sich wichtig vor. Die Stadt wurde im Aufmarsch gegen Frankreich das Hauptquartier der kronprinzlichen Armee. Wir Schüler liefen alle auf die Bahnhofstraße, das ist die Geschäftsstraße, und warteten in der Sommerhitze, bis der Kronprinz auf einem Rotschimmel eingeritten kam. Der Kronprinz sah aus wie der Mann beim Boxen im Hollywood-Stadion, der öfters mit dem Eimer in den Ring kommt. Ich glaube, er ist ein Manager. Er heißt von S. und ist ein Baron. Er ist vielleicht ein uneheliches

Kind vom Kronprinzen, denn die Stahlindustriefamilie im Saargebiet sind die Barone von S., und wir Jungens wussten alle, dass der Kronprinz die Frau von S. verehrte und mit ihr oft spazieren ritt. Der Beginn des Weltkrieges erschien uns überhaupt wie eine Serie von galanten Abenteuern des Kronprinzen, der von einer unermüdlichen Potenz behaftet schien. Jeden Morgen erzählten wir uns in der Klasse eine neue Episode von ihm. Wir jüdischen Schüler waren besonders stolz darauf, als wir erfuhren, die Tochter vom koscheren Metzger Wolf sei von dem Kronprinzen angelächelt worden, als er im Schritt mit dem Rotschimmel über den Marktplatz ritt. Es soll sich ungefähr Folgendes zugetragen haben: Der Kronprinz hält an, er ruft durch die offene Tür [sehr prezios]: »Gefällt Ihnen mein Schimmel, Fräulein Wolf?« »Ja, Kaiserliche Hoheit.« Der Kronprinz: »Sie sollen ihn haben.« Er sprengt davon. Eine Stunde später reitet ein Wachtmeister von den Totenkopfhütern den Schimmel in die jüdische Metzgerei. Am Nachmittag begibt sich Fräulein Wolf ins Hotel zum Rheinischen Hof, um sich für das fürstliche Geschenk zu bedanken und es abzulehnen. Sie erklärt seiner Kaiserlichen Hoheit, dass in ihrer Familie niemand reiten könne, und selbst wenn das der Fall wäre, würde das in der Stadt zu viel unbescheidenes Aufsehen erregen. Der Kronprinz: »Da soll Ihr Vater doch Würste aus dem Tier machen.« Was mit dem Schimmel geschah, hat man nie erfahren. Er verschwand von der Bildfläche. Der Kronprinz ritt die nächsten Wochen ostentativ einen Rappen. Fräulein Wolf ist noch öfters in den Rheinischen Hof gegangen, um sich zu bedanken. Ihr Bruder aber wurde zur Potsdamer Garde eingezogen, was sonst nur sehr selten einem nicht-

arischen Bürgersohn passierte, und er ist dann als Leutnant im Jahre 1916 gefallen.

Wenige Wochen später rückte der Kronprinz nach Frankreich vor. Zur Abschiedsfeier für ihn und seine Stabsoffiziere spielte das Stadttheater *Wilhelm Tell* von Friedrich von Schiller. *Tell* ist ein dynamischer Klassiker, voll von temperamentgeladenen Versen, deren große Worte wie zum Beispiel »Befreiung«, »ewige Rechte des Volkes«, »Vaterland«, »Blut und Ehre« sich für alle politischen Festbegebenheiten eignen.

Mit dem Kronprinzen verschwand der erste Glanz des Krieges, und langsam wurde es düsterer in der Stadt. Bald kamen französische Flugzeuge und begannen, Tag und Nacht zu bombardieren. Wenn Bombardements nachts waren, so freute uns Kinder das immer, denn es gab eine Verordnung, wonach wir um soundsoviel Stunden später am Morgen in die Schule zu kommen brauchten, je später das Bombardement nach Mitternacht einsetzte, und ich liebte es sehr, morgens lange zu schlafen. Ich glaube, ich war noch nicht dreizehn Jahre, als ich zum ersten Mal in direkten Kontakt mit dem Krieg kam. Wir Jungen waren, was uns sehr aufregte, in Rettungskolonnen eingeteilt. Aus einem brennenden Lazarettzug, der wohl irrtümlicherweise von Fliegerbomben getroffen worden war, zogen wir Verwundete, sie wurden auf Bahren gebettet, und wir erhielten den Auftrag, sie so schnell als uns unsere Füße trugen, in die Krankenhäuser zu transportieren. Mit meinem Freund Otto Hardt, der auch noch ein Kind war, trug ich einen Mann zum katholischen Krankenhaus. Der Mann stöhnte zuerst sehr. Nachdem wir eine Weile mit ihm gelaufen waren, wurde er in der Richard-Wagner-Straße leiser.

»Es geht ihm schon besser«, sagte Otto froh. Wir kamen in den Korridor des Hospitals, das überfüllt war. Eine Schwester schlug das Laken zurück. »Ihr Idioten, warum bringt ihr uns denn krepierete Leute«, schrie sie uns an. Mein Freund Otto zog mich zur Seite. »Man soll ihr nicht böses drum sein. Sie hat halt so viel zu tun.«

Um das Jahr 1917 herum war aus Saarbrücken das Zentrum der Deserteure und der heimlichen Anti-Kriegsbewegung geworden. Statt der Fahnen und der Musikkapellen sah man schwerbewaffnete Unteroffiziere durch die Straßen rennen. Sie trugen auf der Brust ein großes Messingschild, auf dem das Wort »Feldpolizei« stand. Sie schossen auf offener Straße hinter Soldaten her, die sich schnell irgendwo verkrochen. Oft durfte man nach Dunkelheit nicht mehr auf die Straße. Belagerungszustand war erklärt.

Die Kirchenglocken, die in den ersten Jahren des Krieges beinahe jede Woche einen neuen Sieg verkündeten, läuteten immer seltener. Es gab immer weniger zu essen, fast gar nichts mehr. Zu meinem Geburtstag im Jahre 1918 war mein Wunsch ein Laib Brot für mich allein. In den Arbeiterfamilien zirkulierten handgeschriebene und handkopierte Schriften, die vom Internationalismus und vom Kommunismus erzählten.

Das Ende des Krieges sah so aus: Schon seit drei Tagen zogen durch die Bahnhofstraße hungernde, unrasierte deutsche Heereskolonnen. Die Soldaten hatten den Kopf gesenkt. Die Seile, mit denen die Pferde an die Deichseln gebunden waren, waren aus Papier und rissen oft. Es war gegen Nachmittag, als ein bayerisches Artillerie-Regiment einzog. Da hörte man die Stimmen der Zeitungsverkäufer. Ein Junge

reichte einem Kanonier das Extrablatt hinauf auf seinen Gaul. Der Kanonier zieht die Zügel an, stoppt. Dann steigt er ab und sagt zu mir: »Willste 'ne Kanone?« Er geht quer über die Straße in das Hutgeschäft Korn & Sohn, kommt nach zwei Minuten raus und hat statt eines Helmes einen Filzhut auf dem Kopf.

Infolgedessen dankte der Kaiser ab, die große Stunde des deutschen Volkes hatte geschlagen, die deutsche Republik wurde ausgerufen, und zur Feier der heiligen Stunde spielte man im Stadttheater *Wilhelm Tell*. Wir aber, die Schüler der Kaiserlich-Königlichen Oberrealschule, wurden in der Aula versammelt. Vor uns stand der Direktor, Professor Meinardus, und hielt uns eine Rede. Er sagte, dass er uns verlassen müsse, die Regierung habe ihn ins Innere Deutschlands abberufen, in den nächsten Tagen übernehme der Erbfeind unsere Stadt. »Ihr aber, meine Oberrealschüler, werdet ihm nicht entgegenziehen. Hinter verschlossenen Fensterläden sehe ich euch zu Hause sitzen, die Hand in der Tasche zur Faust geballt. Und nie soll sich diese Hand dem Feind öffnen. Und ihr werdet größer werden und heranwachsen, dann soll eure Faust zum Schwert greifen und den Feind wieder hinausjagen aus unserem Land.« Wir sangen zum letzten Mal »Deutschland, Deutschland über alles«, dann wurden wir hinausgeführt zum Soldatenfriedhof, wo von den Jahren 1870/71 und von 1914/18 viele tausend Tote lagen. Fünf Minuten entfernt von diesem Friedhof war die damalige deutsch-französische Grenze. Wir mussten uns in Reih und Glied aufstellen und fünf Minuten schweigend zur Grenze schauen. Viele Jungen um mich herum weinten. Und ich muss gestehen, dass auch ich, obwohl mein Verstand ver-

suchte, gegen diese Gemüts-erregung anzugehen, sehr erschüttert war. Vierundzwanzig Stunden später zogen die Franzosen in die Bahnhofstraße. Sie hatten ein sehr gutes Regiment ausgewählt. Die Uniformen waren alle neu, das Lederzeug knackte, alle Soldaten waren frisch rasiert, die *clairons* klangen hell und froh. Wir Jungen waren nicht zu Hause geblieben. Aber wir trauten uns auch nicht ganz offen auf den Bürgersteig. Wir standen in Torgängen und in Ecken. Wir wollten uns wahrscheinlich nicht die Sensation entgehen lassen, dabei zu sein. Ich glaube nicht, dass es etwas anderes war, was uns herauslockte an diesem Nachmittag. Es war sicherlich keine politische Opposition gegen den Direktor Meinardus. Wir waren ganz einfach nur sechzehn Jahre alt. Zuerst dachte ich, Otto Hardt und ich wären nur allein. Dann aber sahen wir in der Nähe der Brücke auch andere Schulkameraden, halb versteckt wie wir. Jetzt bleibt das Regiment auf eine sehr elegante Degenbewegung seines jungen Hauptmanns mitten in der Straße stehen. Die Musik spielt nicht mehr. Eine dampfende Feldküche fährt bis zum Capitaine. Der lässt die Deckel öffnen, Soldaten kommen mit großen Schöpflöffeln und Metalltellern. Ein zweiter Wagen wird herangefahren, mit Brot und Schokolade. Der Capitaine geht als Erster hin und nimmt einen Teller mit Suppe in die linke Hand und ein großes Stück Brot mit Schokolade in die rechte, nähert sich damit einer armen Frau und bietet es ihr mit sehr viel Würde und Höflichkeit an. Die Frau greift zu. Von dieser Sekunde an kommen mehr und mehr Menschen von den Bürgersteigen, aus den Wohnungen, auf die Mitte der Straße. Sie gruppieren sich um die Feldküche, und wahrscheinlich haben

sie seit vielen Monaten zum erstenmal wieder normal gegessen. Ich weiß, dass auch wir k.u.k. Oberrealschüler die Hand nicht zur Faust geballt in der Tasche behielten. Und ich kann mich noch heute an den Genuss des ersten Stücks Schokolade und der ersten französischen Zigarette erinnern.

Wir gerieten dann durch den Vertrag von Versailles unter den Schutz der *Société des Nations* und wurden das erste »Land des Friedens« in Europa. Als der Kommissar des Völkerbundes seine Regierung antrat, spielte das Stadttheater zur Verherrlichung der neuen Ära *Wilhelm Tell*.

Alle historischen Ereignisse haben aber in meinem Leben nur eine sekundäre Rolle gespielt. Die Erinnerungen daran haben sich verwischt. Aber was in dieser Zeit in unserem kleinen Stadttheater vor sich gegangen ist, ist mir heute noch plastisch klar bis ins kleinste Detail. Ich sehe jeden Schauspieler, jeden Sänger, jeden Choristen, jeden Statisten noch vor mir. Ich höre noch ihre Stimme. Ich kann sie noch heute alle kopieren.

Mein ganzes Taschengeld habe ich für Galerieplätze an die Kasse getragen. Alle klassische und seinerzeit moderne, heute schon »veraltete« Dramatik, alle klassische und moderne Musik habe ich in mich hineingefressen. Mit Otto Hardt und Richard Hertzog formte sich ein sehr preußisch organisierter Kulturklub von drei Mitgliedern, und wir ließen keine Neuaufführung aus. Ich nehme an, wir haben pro Jahr ungefähr achtzig bis hundert Aufführungen gesehen. Wir waren imstande, den Rhythmus der Worte in den Shakespeare-Dialogen zu pfeifen, und konnten raten, welche Szene damit gemeint war. In der Nähe von unserem

Stammplatz war die Männertoilette, und es roch immer ein bisschen. Noch viele Jahre später war ein derartiger Geruch für mich verbunden mit Tränen, Lachen und Applaus. Der Wunsch, Schauspieler zu werden, hatte ein sehr einfaches Motiv: Ich sah mit Neid nach der Vorstellung die vielen jungen Mädchen aus der höheren Töchterschule vor der Bühnentür mit verliebten Augen auf die Schauspieler warten. Und je mehr Mädchen erschienen, die für uns Schüler unerreichbar waren, um so mehr reifte auch mein Wunsch.

Der Beruf des Schauspielers wurde damals in Europa gesellschaftlich nicht sehr hoch geachtet. Gute Eltern taten deshalb alles, um ihre Kinder vor diesem Abrutsch zu bewahren, und ich musste also alle erlaubten und unerlaubten Wege gehen, um zu meinem Ziel zu gelangen. Diese ersten Schritte zur »Bühne« waren mit sehr viel konventioneller Dramatik verbunden: Familienkräche, man rennt von zu Hause weg, dann kommt man wieder, dann werden Kompromisse gefunden, die Familie sagt: »Du kannst ja eine Fabrik übernehmen und Kunst nebenbei machen«, dann will man sich umbringen, dann gibt's wieder eine Zwischenlösung – und so landete ich vorerst mal bei der Presse als Theaterkritiker, war siebzehn Jahre alt, und stellte mich auf eigene Füße, indem ich mein Leben mit einer Jugendsünde verdiente, die manche Leute bis ins hohe Alter nicht aufgeben: Ich kritisierte das, was ich selbst nicht tun konnte ... Lang hat das Vergnügen an diesem Beruf nicht gedauert. Es gefiel mir nicht, dass das, was mich vorher freute, nun nichts anderes mehr sein sollte als ein Stoff zur Beurteilung. Ich habe sicherlich nicht mehr als zehn Theaterkritiken zustande gebracht. Es war für mich schrecklich,

etwas Negatives zu sagen, und ich bin ein paarmal nachts aufgestanden und habe die Worte ausgebessert an den Stellen, an denen ich mit irgendetwas nicht einverstanden war, habe es freundlicher gesagt oder weniger bestimmt. Oder manchmal habe ich meine Meinungen einfach umgelogen in ein Kompliment. Von zu viel Verantwortungsgefühl gequält, verlangte ich endlich eine Audienz beim Chefredakteur. Ich schlug ihm ein neues System vor. Ich wollte nur noch Kritiken schreiben, wenn ich sehr begeistert war, und schweigen, wenn mir etwas nicht gefiel. Er war damit nicht einverstanden. Er sagte: »Versuchen Sie es doch mal mit der Politik.«

Er wollte mir Mut machen. Er meinte, ich sei voller Möglichkeiten. Es sei schade, wenn Leute wie ich der Presse verlocken gingen. Am nächsten Morgen musste ich eine Treppe höher steigen als ins Redaktionsbüro. Ich wurde vom Chef der politischen Abteilung empfangen. Er hieß Schneider, hatte viele Pickel im Gesicht und nahm nie die Zigarre aus dem Mund, wenn er mit mir sprach. Er hielt mir eine lange Rede und sagte, in jedem Beruf müsse man von unten anfangen, wenn man je darin was leisten wolle, was ich ihm schon nicht glaubte. Dann sagte er: Eine kleine Zeitung in einer kleinen Stadt könne für das Weltgeschehen in der Politik von ungeheurer Bedeutung sein, denn die verantwortlichen Menschen wie Abgeordnete, Minister, Gesandte könnten eines Tages die Erleuchtung in einem kleinen Blättchen finden. Was ich ihm wieder nicht glaubte. Dann sagte er: Ein guter Politiker müsse sich von Kindesbeinen an daran gewöhnen, sein Ohr am Herzen des Volkes zu halten. Darunter konnte ich mir nichts vorstellen. Dann sagte er mir, für den Anfang sei es das Beste, die großen Zeitungen zu lesen mit einer Schere